

**MAX OBAN**  
**Leichen im Keller**

**PAUL PECKS DRITTER FALL**



**Weltbild**

Max Oban

# Leichen im Keller

Kriminalroman

**Weltbild**

## Max Oban

geboren in Oberösterreich, arbeitete nach seinem Studium in Wien und Karlsruhe im Management eines internationalen Konzerns in Deutschland. Max Oban arbeitet heute als Dozent in Salzburg und Krems an der Donau, wo er Internationales Marketing und Management lehrt. Er lebt seit zwanzig Jahren in Salzburg.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.at](http://www.weltbild.at)

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Sterneckstraße 31-33, 5020 Salzburg

Copyright © 2013 by Verlag Federfrei, Marchtrenk

Umschlagabbildung: © lofik - Fotolia.com

Lektorat: S. Bähr

Satz und Layout: Verlag Federfrei

Vervielfältigung (z.B. durch Datenträger aller Art) sowie Verbreitung jeglicher Art, auch auszugsweise, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung und Quellenangabe gestattet.

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN: 978-3-902859-62-4

Für meine Schwester Evi

»Wie alt man geworden ist, sieht man an den Gesichtern derer, die man in der Jugend gekannt hat.«

Ludwig Wittgenstein

»Ein Mann kommt in die besten Jahre,  
wenn die guten vorbei sind.«

Groucho Marx

»Bei Männern lassen im Alter alle Sinne nach.  
Ausgenommen der Starrsinn.«

Sophia

# Prolog

26. April 1945

Befehl ist Befehl. Der Offizier sieht mich ernst an. Die Sache ist gefährlich, sagt er. Will er mich warnen? Ein Transport nach Süden. In die Alpenfestung. Gefährlich, aber kriegswichtig. Ein total überladener PKW mit Anhänger. Wahrscheinlich ein Hanomag. Ich soll den Fahrer machen. Der Kommandierende für das Unternehmen kommt von der SS, ein Obersturmführer, den ich kurz gesehen habe. Jünger als ich. Kurze blonde Haare. Sehr nordisch, und sehr arrogant. Und dann noch ein SS-Sturmscharführer, ein älterer Mann mit Augenklappe. Bei Tobruk hat's mich erwischt, sagt er. Gemeiner Hinterhalt der Tommies. Aber denen haben wir dann kolossal eins übergeben ... Heute ist der 26. April. In Berlin funktioniert kein Telefon mehr, und die Russen stehen schon vor dem Schöneberger Rathaus.

Wir fahren jetzt schon seit sechs Uhr früh. Hitze in München. Nur noch zehn Liter Benzin im Tank. Ich irre zwei Stunden durch die ganze Stadt. Schwierig, Treibstoff aufzutreiben. Und genau als ich tanke, kommt der Bombenangriff. Eine Stunde im Luftschutzbunker in der Luisenstraße. Zuerst Sprengbomben. Und als ich schon hoffe, dass der Bombenhagel zu Ende ist, kommt eine zweite Welle. Diesmal Brandbomben. Meine zwei SS-Leute haben überlebt. Um 18 Uhr wollen wir weiterfahren. Kriegswichtig. Ich konnte den Tank voll machen, und noch zwei Reservekanister, die hinten auf dem Anhänger liegen. Wir verlassen fluchtartig die Stadt. Ich soll über Garmisch fahren, sagt der SS-Offizier. Salzburg ist zu gefährlich. Mir recht. Das Essen in der Gebirgsjäger-Kaserne Mittenwald ist gut und reichlich. Sogar ein Bier kann ich trinken. Während ich die Kisten vom Anhänger ins Offizierskasino trage, wo sie über Nacht verschlossen werden, ist der Obersturmführer immer neben mir. Kriegswichtig. Hoffentlich kommen wir morgen gut durch, sagt der mit der Augenklappe, der schon mehr als ein Bier getrunken hat.

Ich fahre jetzt schon seit einer Stunde auf der schmalen Sandstraße genau nach Süden. Stubachtal heißt das hier. Da müsste man Urlaub machen. Zu Friedenszeiten natürlich. Der Sturmscharführer rechts neben mir schläft. Eigentlich könnte der sich auch mal ans Steuer setzen. Aber die Herren von der SS sind ja was Besseres.

Und plötzlich kommt der Fliegerangriff. Raus aus dem Wagen. Schnell! Ich liege am Waldrand in einer kleinen Mulde und drücke mein Gesicht in das feuchte Moos. Es riecht nach feuchter Erde und Pilzen. Hier so liegen bleiben können, denke ich. Ein ganzes Leben. Oder zumindest, bis der Krieg aus ist. Dann laufen wir zurück auf die Straße. Unser Wagen wurde nur einige Male getroffen. Nichts Ernstes. Ringsherum weißes Gebirge. So hohe Berge habe ich noch nie zuvor gesehen. Ewiges Eis. Was wohl in den Kisten ist, die auf dem Anhänger liegen? Kriegswichtig. Hier rechts rein!, befiehlt der Obersturmführer mit schneidiger Stimme. Als vorhin die feindlichen Flieger kamen, hatte

er nicht so forsch geklungen. Noch zwanzig Kilometer bis Tannwald. Wir müssen vorsichtig sein, sagt der SS-Mann neben mir. Die 80. US-Infanterie ist schon sehr nahe.

Tannwald besteht nur aus einer Kirche und einigen niedrigen, strohgedeckten Häusern. Was für ein Unterschied zu meinem Berlin. Gleich weiterfahren!, höre ich die schneidige Stimme von hinten. Zwei Kinder stehen vor dem Kirchenwirt und staunen uns mit offenem Mund an. Da links weg! Ich schalte das Licht ein. Hier in den Bergen beginnt die Dämmerung früher als anderswo. Der Weg ist schmal und felsig. Ich muss langsam fahren. Da rechts bei dem Bauernhof stehen bleiben! Die zwei SS-Männer klopfen laut an die Tür. Los!, ruft der Kommandierende barsch. Ich brauche noch drei Männer! Und spann deine Ochsen an. Führerbefehl! Ich soll das Auto hier stehen lassen. Mir recht.

Der Karren des Bauern ächzt, als die Ochsen den Anhänger auf dem holprigen Weg bergauf ziehen. Ich trotte langsam hinterher. Da taucht ein See vor uns auf. Glattes schwarzes Wasser. Unheimlich. Rechts ein Hügel und eine halb verfallene Burg. Das Gelände wird immer unwegsamer. Hier wäre ich mit dem Auto nicht durchgekommen. Die Ochsen schaffen das mühelos. Der Bauer und seine beiden Begleiter schauen bedrückt drein. Und zornig. Der Saumpfad, auf dem wir gehen, ist wie eine Sackgasse. Links und rechts bewaldete Hänge und genau vor uns eine steil aufragende felsige Bergkuppe. Oben kreisen einige schwarze Vögel um den Gipfel.

Jetzt fängt unsere Arbeit erst an, sagt der Sturmscharführer laut. Ich bin gespannt, wie es wohl weitergeht.



# Montag, 5. Juni

Paul Peck nutzte den Vormittag, um in seinem Büro in der Innsbrucker Bundesstraße alte Unterlagen zu ordnen, in Aktenordner zu stopfen und tief in seinem IKEA-Schrank zu verstauen, als die Glocke einen Besucher ankündigte. Er betätigte den Türöffner, und wenige Augenblicke später betrat eine etwa fünfzigjährige, korpulente Frau sein Büro. Sie blieb einige Sekunden in der Tür stehen und sah zuerst Peck, dann sein Büro mit prüfenden Blicken an.

»Ich wohne nicht weit von hier«, sagte die Frau mit resoluter Stimme und machte mit dem rechten Arm eine ausladende Bewegung zum Fenster, wie um die Richtung anzuzeigen, aus der sie gekommen war. Sie ließ sich auf den Stuhl fallen, der Pecks Schreibtisch gegenüberstand.

»Und ich habe beim Einkaufen schon einige Male Ihr Schild unten am Haus gesehen.« Seit einigen Wochen war im Erdgeschoss des Hauses, genau unter seinem Büro, ein Supermarkt eingezogen. Und seit nunmehr einem Jahr hing das Schild an der Wand neben seiner Haustüre: »Berufsdetektiv Paul Peck: Seriosität & Durchblick. Innsbrucker Bundesstraße 31. Termin nach Vereinbarung.«

»Beschatten Sie den Dreckskerl«, sagte die Frau. »Ich brauche Beweise.«

Sie sah Peck mit fiebrigen Augen an und atmete schwer, wobei sie keuchende Geräusche von sich gab. Auf ihrer Stirn zeigten sich einige Schweißtropfen. Das graue Haar lag in einer Dauerwelle fest betoniert auf ihrem kugelförmigen, leicht geröteten Kopf.

»Was genau haben Sie auf dem Herzen?«, fragte Peck und versuchte ein freundliches Lächeln.

»Ich bin in meinem Leben schon zweimal sitzen gelassen worden«, sagte die Frau. »Beim dritten Mal bin ich klüger. Und ich werde mit aller Härte gegen den Mann vorgehen.« Peck runzelte die Stirn.

»Ich war beim Rechtsanwalt, und er sagt, ich soll Beweise bringen. Sonst stehe ich ohne Geld da. Und ohne Altersversorgung.«

»Geben Sie mir bitte Ihren Namen«, sagte Peck, immer noch lächelnd.

»Karin Moser, Tegetthoffstraße 134. Mein Gatte heißt Kurt.«

»Habe ich das richtig verstanden?« Peck beugte sich etwas vor. »Sie vermuten, dass Ihr Mann eine Geliebte hat?«

»Eine Geliebte«, wiederholte sie. »Wie das klingt, nach über zwanzig Jahren Ehe.« Zeigten sich jetzt Tränen in ihren Augen? Sie drückte eine Papiertaschentuch-Kugel gegen ihre Nase.

»Kurt ist Abteilungsleiter. Ein höherer Beamter beim Land. Ich habe ihm in den vielen Jahren alles gegeben, was ich konnte.«

Ihre Stimme gewann jetzt an Schärfe. »Unsere Wohnung glänzt vor Sauberkeit, und ich führe den Haushalt vorbildlich und sparsam, wie ich es von meiner Mutter gelernt habe. Dreimal pro Woche wasche ich das Auto, das in der Garage steht.« Sie sah ihn kurz an.

»Wir nutzen den Wagen nur am Wochenende«, ergänzte sie.

Alles an der Frau war grau: der Mantel, der Peck für die Jahreszeit viel zu warm vorkam, ihre Haare, das Kleid und auch ihr Gesicht.

»Und ich koche für mein Leben gern«, sagte sie. »Jeden Tag, wenn das Essen fertig auf dem Tisch stand, kam er pünktlich aus dem Büro nach Hause, genau um achtzehn Uhr fünfunddreißig. Und jeden Morgen gebe ich ihm sein Käsebrod mit ins Büro. Das isst er doch so gerne. Dachte ich. Bis dann die große Enttäuschung kam.«

Eine erstklassige Hausfrau. Peck bekam eine leichte Gänsehaut. Er mochte keine Käsebrode.

»Ich habe alles für ihn getan!« Ihre Stimme wurde lauter. »Die Männer haben mich nur ausgeüzt in meinem Leben. Aber damit ist jetzt Schluss.« Sie stopfte das Papiertaschentuch in ihrer Tasche und hob ruckartig den Kopf.

»Geht das auch etwas systematischer?«, fragte Peck.

Sie sah ihn böse an.

»Doch, versuchen wir es. Was genau ist passiert? Nochmals von vorne.«

Kurzes Nachdenken. »Es begann vor einigen Wochen«, sagte sie dann. »Mein Abendessen stand fertig auf dem Tisch, aber er kam nicht. Plötzliche Überstunden, behauptete er. Das wiederholt sich seitdem immer öfter. Ein- oder zweimal in der Woche kommt er sehr spät nach Hause. Und dann ist er schlecht gelaunt und riecht eigenartig. Nichts passt ihm mehr. Sogar meine Teddybären, die ich über die Jahre gesammelt habe und die mit uns auf der Fernsehcouch sitzen dürfen, gefallen ihm plötzlich nicht mehr. Dabei hat er sie immer gemocht. Dumme Viecher hat er sie neulich genannt, stellen Sie sich das vor. Manchmal habe ich große Lust, meinen Mann umzubringen. Was soll ich tun?«

»Ich würde ihn nicht umbringen.«

»Ich brauche Beweise«, sagte sie. »Finden Sie heraus, mit wem er sich trifft und wie ich dran bin. Aber bitte, schnell!«

»Haben Sie ein Foto?«, fragte er.

»Von mir?«

»Von Ihrem Mann.«

»Zu Hause. Brauchen Sie das Bild jetzt gleich?«

»Machen wir später.«

»Wenn ich nur wüsste, mit wem er seine Zeit verbringt, der Schuft!«

»Wo arbeitet Ihr Mann?«

»In einem der großen Gebäude am Mozartplatz. Genau weiß ich es nicht, aber es ist das Haus neben dem Museum.«

»Hat Ihr Mann ein Handy?«

»Handy? So was machen wir nicht.«

Ein höherer Beamter ... und kein Mobiltelefon? Peck konnte das nicht glauben.

»Wie heißt die Abteilung, in der Ihr Mann arbeitet?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wollte schon mal im Büro anrufen. Aber ich kenne ja dort

niemanden.«

»Okay«, sagte Peck, »ich werde herausfinden, ob Ihr Mann sich mit jemandem trifft.«

»Und bringen Sie mir Beweise!«

Er sah auf die Uhr. »Ich habe hier noch zu tun. In einer Stunde komme ich bei Ihnen vorbei und hole mir das Bild ab.«

»Tegetthoffstraße 134. Im ersten Stock«, murmelte sie. »Aber seien Sie pünktlich.«

»Haben Sie eigentlich Kinder?«

»Ich habe mehr Kinder als Freunde. Und Luisa sagt immer ...«

»Luisa?«

»Meine Tochter. Sie ist achtundzwanzig und lebt in Wien.«

»Hat sie Kontakt zu ihrem Vater?«

»Kurt ist nicht der Vater. Luisa ist von einem anderen Mann. Auch ein höherer Beamter.«

\*

Was machen wir hier überhaupt, fragte sich Elisabeth Stein und sah auf ihren Vater, der breitbeinig und mit großem Besteck vor dem Holzkohlengrill stand. Normalerweise sind Männer kaum in der Lage, sich allein ein Bier aus dem Kühlschranks zu holen, doch kaum qualmt irgendwo ein Gartengrill, binden sie sich eine lächerliche Schürze um und spielen den imposanten Küchenchef. Elisabeth stand im Schatten der kleinen Veranda, gegen das aus rohen Baumstämmen gezimmerte Haus gelehnt, und betrachtete das geräuschvolle Treiben auf der sonnenbeschienenen Waldlichtung. Warum bin ich eigentlich hier? Nur, weil ich mit denen verwandt bin, weil mein Vater zu seiner Geburtstagsfeier eingeladen hat oder sich alle langsam, aber zielsicher besaufen?

»Es ist schön hier«, hörte sie ihren Bruder Christian sagen, der mit einem Teller Fleisch und dicken Würsten aus der Hütte stolperte. »Ich liebe Grillen.«

»Der Grill stinkt«, sagte Elisabeth, und Günther, ihr Mann, der wie träge neben ihr im Liegestuhl lag, pflichtete ihr bei. »Außerdem bekommt man von gegrilltem Fleisch Krebs.« Ihr Sohn Billy saß teilnahmslos daneben im Gras und spielte mit seinem Handy. Irgendwo in der Ferne hörte man das leise Motorengeräusch eines Autos.

»Kaltes und warmes Buffet mitten in der freien Natur ist etwas Herrliches.«

Schwägerin Renate ist natürlich der Meinung ihres Gatten, dachte Elisabeth.

Diese Kleinbürger!

Ungesunde, fetttriefende Würste mitten in der dreckigen Wildnis, zwischen Ameisen, Stechmücken und dem Dung der Waldbewohner ... und nur mit einem Allrad erreichbar ...

»Sag endlich deinem Sohn, er soll von dem Baum herunter!« Christian, der jetzt neben ihrem Vater beim Grill stand, rief es gellend seiner Frau Renate zu. »Und du, hör endlich mit dem blöden Handy auf!«, rief er dem am Boden Sitzenden zu.

»Lass meinen Sohn in Ruhe«, knurrte Elisabeth laut.

»Warum feiern wir deinen Geburtstag eigentlich hier in der Wildnis?«, fragte Günther

aus dem Liegestuhl und wedelte mit einer Flasche Bier. Er lallt bereits, dachte Elisabeth. Das wievielte Bier das wohl war? »Warum sind wir nicht bei dir im Garten oder im Haus, wo es gekühlte Getränke und ein ordentliches Klo gibt?« Keine Antwort. Mein Vater ist jetzt zweiundsechzig und sieht immer noch gut aus. Elisabeth sah auf die groß gewachsene, biegsame Gestalt, sein scharf geschnittenes, glatt rasiertes Gesicht mit dem dicht gewellten, nach hinten gekämmten Haar. Wie ein gut aussehendes Fotomodell mit grauen Schläfen, das in Hochglanzmagazinen für ein teures Aftershave wirbt. Trifft er sich hier im Wald mit seinen jungen Weibern? Irgendwie ist er heute anders als sonst, etwas weniger laut, etwas nachdenklicher.

Plötzlich glaubte sie, einen Mann zwischen den Bäumen auf der anderen Seite der sonnenbeschienenen Lichtung zu sehen. Nein, dachte sie nach einem zweiten Blick, da ist niemand. Nur das Geflirre der Sonne und das laute Summen Tausender stechender Ungeziefer.

Einige Minuten später saßen sie an dem gedeckten Tisch unter der Veranda. Das weiße Tischtuch passt nicht zu dieser rustikalen und dreckigen Umgebung.

Elisabeth hob ihr Glas. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Papa«, sagte sie und hob ihr Glas in Richtung ihres Vaters.

»Es ist schön hier«, sagte Christian.

»Das hast du schon mal gesagt.« Mein Bruder ist ein Kleinbürger, ohne Drive und ohne Ehrgeiz. Mit dieser Einstellung findet der nie einen Job.

Elisabeth wandte den Blick für einige Sekunden ihrem Vater zu, der ihr schräg gegenüber saß und sich eine riesige Serviette um den Hals gebunden hatte. Was treibt der Mann eigentlich immer? Als sie vor einigen Wochen bei ihm im Haus war, hatte sie Bücherstapel auf seinem Schreibtisch gesehen, alte zerfranste Bände zumeist. Der Nationalsozialismus las sie und Das Ende des Dritten Reiches. Schrieb ihr Vater ein Buch? »Nur eine historische Aufarbeitung«, sagte er.

Plötzlich klopfte ihr Vater mit dem Messer an das Weinglas. »Ich möchte euch eine wichtige Mitteilung machen.« Er sprach laut, und seine bassbetonte Stimme hallte über die ganze Waldlichtung.

»Ich habe eine Frau kennengelernt. Sie heißt Kerstin.« Er blickte in der Runde von einem zum anderen und genoss sichtlich, schlagartig die Aufmerksamkeit aller am Tisch zu haben. Stille. Nur das Summen der Insekten und Wespen war zu hören. Alle Gesichter waren erstarrt und ihm zugewandt.

»Eine neue Oma«, rief das kleine Mädchen und klatschte in die Hände.

»Halt den Mund«, sagte ihre Mutter. Günther, ihr Mann, hatte sich als Erster gefasst.

»Aber wir hätten uns doch auch um dich gekümmert!«

»Habt ihr aber nicht.«

»Kerstin.« Elisabeth sah zu ihrem Vater. »Das ist aber keine von hier. Wie heißt sie noch?«

»Kerstin Kramer. Neununddreißig Jahre, attraktiv, gescheit, und genau das Richtige für euren Vater.«

Neununddreißig! Die könnte seine Tochter sein. Elisabeth nahm einen großen Schluck aus ihrem Weinglas. Tausend Gedanken flogen durch ihren Kopf. »Wo hast du diese Frau kennengelernt?«

»Wenn du mit dieser Frau Kerstin meinst, ich traf sie an einem kulturellen Abend des Wirtschaftsbundes.«

Du und deine Kultur, dachte Elisabeth. Laut flog eine dicke Hummel einmal rund um den Tisch.

»Hat euch meine Grundsatzrede aufs Gemüt geschlagen?«

Elisabeth sah auf die Kinder, die still die Gesichter der Erwachsenen beobachteten. Nur Billy, der Zwölfjährige, stand mit dem Rücken an einen der Bäume gelehnt und bearbeitete sein Handy.

Wenige Minuten später brachen alle auf. Sie gratulierten ihrem Vater nochmals mit oberflächlicher Höflichkeit und verließen gemeinsam, ohne weiter miteinander zu reden, die Waldlichtung. Dann sah Elisabeth, wie ihr Mann nochmals zurücklief. Er setzte sich verkehrt herum auf einen der Holzstühle und redete mit erhobenem Zeigefinger auf ihren Vater ein. Zu leise, um ein Wort zu verstehen.

\*

Mit schwindender Begeisterung brachte Peck seine Arbeit zu Ende, verließ eine Stunde später das Büro und machte sich auf den Weg zu Karin Moser. Er fühlte sich schon am Vormittag müde, außerdem plagten ihn seit dem Aufstehen seine Rückenschmerzen wieder. Die Überwachung eines treulosen Ehegatten ... der Traum eines jeden Detektivs ...

Peck durchquerte die Aiglhofsiedlung und betrat kurze Zeit später durch eine runde Einfahrt den großen Innenhof, um den sich der gesamte Wohnblock in quadratischem Grundriss erstreckte. Einige Kinder spielten in dem Hof, andere übten mit lautem Geschrei die ersten Anfänge des Fahrradfahrens. Er ging an einer Frau vorbei, die Wäsche auf eine Leine hängte und ihn müde ansah. Von ganz ferne hörte man gedämpft den Autoverkehr, und aus einem Fenster kamen Marschmusik und der Geruch nach Schweinsbraten. Peck stapfte kurzatmig in den ersten Stock und kam sofort ins Schwitzen. Er läutete und hörte kurz darauf, wie innen jemand fünf Schlösser aufsperrte.

»Endlich«, sagte Frau Moser zur Begrüßung. »Ich dachte, Sie haben unsere Verabredung vergessen. Putzen Sie Ihre Schuhe gut ab, ich dulde keinen Schmutz in der Wohnung. Am besten, Sie ziehen sie ganz aus.« Peck beschloss spontan, seine Schuhe anzubehalten.

»Sehen Sie!« Frau Moser zeigte auf einige Schmutzflecken im Stiegenhaus. »Das waren wieder die Kinder der Nachbarin. Ich bring die allemal um.«

Das Erste, was Peck auffiel, war die vorbildliche, sterile Sauberkeit, die sich durch die ganze Wohnung zog. Und die graue Betonfrisur, die in unverrückbarer Festigkeit den Kopf der Frau zierte. Sie trug eine mit rosa Blumen verzierte Kittelschürze, die sich um ihren

Leib spannte.

Mit einem einladenden »Kommen Sie herein« wurde Peck in das helle Wohnzimmer geführt. Alles braun, Schrank, Stühle, Fernseher und die unzähligen Teddybären, die ein Regalbrett sowie die an der Wand stehende Couch bevölkerten. Dumme Viecher soll ihr Mann die Tiere genannt haben. Peck hatte viel Verständnis für Kurt Moser.

Sie saßen sich in der Mitte des Zimmers auf zwei Stühlen gegenüber, getrennt durch einen braunen, quadratischen Tisch.

»Das ist der Schuft«, schnaufte sie und legte ein kleines Foto vor Peck auf den Tisch.

Kurt Moser, dachte er, ein braver und tüchtiger höherer Beamter. Ein Mann mit Pflichtbewusstsein sah ihn auf dem Foto an, ungefähr sechzig Jahre alt, mit Glatze und einer dicken Hornbrille. Das Foto erinnerte Peck an einen Schauspieler, den er vor einigen Jahren in der Rolle des Willy Loman gesehen hatte: unauffällig, etwas kleinbürgerlich, aber meist liebenswürdig.

»Er hat fast eine Glatze, und bisher habe ich ihm den kleinen Rest an Haaren immer selbst geschnitten«, sagte sie, »aber plötzlich gab er ein Vermögen für Frisörbesuche aus. Außerdem wechselt er seine Unterwäsche viel öfter als früher.«

Sie ging zum Fenster und winkte ihm. »Kommen Sie her. Sehen Sie da vorne auf dem Gehsteig den Laternenmast und den Mülleimer?« Peck sah sie starr an.

»In diesen Mistkübel hat er jeden Morgen mein Käsebrot geworfen. Ich habe zufällig die gesammelten Brote einer Woche da drin entdeckt.« Peck sah sie überrascht an und konnte ein leichtes Grinsen nicht vermeiden.

»Lachen Sie nicht!«

Peck setzte sich wieder und überlegte, ob er noch Fragen an die Frau hatte.

»Ich hoffe, das Ganze wird nicht allzu teuer für mich«, sagte sie und wischte mit der flachen Hand über den Tisch. »Ich bin keine reiche Frau.«

»Ich arbeite effizient, effektiv und preiswert.«

»Dann bringen Sie mir Beweise, aber rasch. Nur das zählt.«

»Ich melde mich, wenn ich mehr weiß«, sagte er zu Frau Moser, steckte das Foto ein und ging zur Türe.

Im Stiegenhaus spielten zwei Kinder, die von Karin Moser angebrüllt wurden, dass sie hier nichts verloren hätten, worauf die Kinder in Panik aus dem Haus rannten. Peck lief hinterher.

Es war warm, als er auf die Straße trat. Beim Vorbeigehen warf er einen Blick in den Mülleimer auf der Straße. Doch da war kein Käsebrot. Es stank nach Autoabgasen, und Peck war froh, als er in der Aighofstraße das Gelände des Landeskrankenhauses betrat. Er hatte einen neuen Auftrag, und der sah nicht allzu kompliziert aus.

Ein neuer Auftrag erfordert neue Investitionen, dachte Peck und beschloss, zu seinem Fotoapparat ein Teleobjektiv zu kaufen. Mit starken Teleobjektiven fängt man Ehebretter. Weiß jeder. Außerdem erstand er ein kleines schwarzes Notizbuch. Jeder neue Fall ein neues Buch für neue Erkenntnisse. Je stärker das Gehirn altersbedingt Fakten unterschlägt, desto wichtiger ist es, sie akribisch aufzuzeichnen.

Peck stieg schnaufend den Müllner Hügel hinauf und ging dann die wenigen Stufen hinunter zur Salzach, die grün und träge dahinfloss. Er sah die Dächer und Kirchtürme der Altstadt vor sich, die Festung und im Hintergrund den Untersberg an der Grenze zu Bayern. Er hatte Durst. Sollte er noch ein Glas trinken, bevor er zu Sophia in die Buchhandlung ging? Er dachte kurz nach, entschied sich gegen die Vernunft und betrat eines dieser Lokale, die fast nur aus einer raumfüllenden Theke bestanden und einem wandhohen Regal mit unzähligen Flaschen in allen Formen und Farben dahinter. Neben Büchern ist das die zweitvernünftigste Verwendung für ein Wandregal. Nach einem großen Guinness und einem kleinen Lagavulin verließ er gestärkt, aber mit schlechtem Gewissen das Lokal.

Eine halbe Stunde später betrat Peck Sophias Bookshop am Waagplatz.

Sophia war gerade in ein intensives Beratungsgespräch mit einem älteren Mann verstrickt, worauf Peck wortlos in der fensterlosen Dämmerung des Antiquariats verschwand und sich in seinen Ledersessel fallen ließ. In einem der Regale sah er eine kleine Schachtel mit der Aufschrift E-Book Reader. Verkaufte jetzt auch schon Sophia diese elektronische Alternative zum gedruckten Buch? Die Entwicklung lässt sich nicht aufhalten. Sollte er sich so ein Gerät anschaffen? Er müsste dann nicht mehr mit einem Bücherkoffer in Urlaub fahren. Aber eine Wohnung ohne Bücher konnte er sich nicht vorstellen. Peck war es in seiner Jugendzeit nach einem weinseligen Abend öfters mit den Worten »Darf ich Ihnen meine Bibliothek zeigen?« gelungen, eine Frau noch in seine Wohnung zu locken. Sollte er jetzt sagen: »Darf ich Sie mit meinem E-Book Reader bekannt machen?« Aber heute war sowieso alles anders ...

Er beobachtete Sophia aus der Ferne. Sie redete mit dem ganzen Körper, wenn sie auf eines der Bücherregale an der Wand zeigte oder zwei Stufen auf die Bibliotheksleiter turnte. Die schlanke Figur war ständig in Bewegung, und ihre schulterlangen braunen Haare flogen in einem Bogen um ihr Gesicht. Peck war sehr einverstanden mit dem, was er von seinem Platz aus sah. Nur der Kunde wirkte unzufrieden, er schüttelte ärgerlich den Kopf und verließ mit seltsam gestelzten Schritten das Geschäft.

»Du siehst nicht gut aus«, sagte Sophia zur Begrüßung und gab ihm einen Kuss. »Muss ich mir Sorgen um dich machen?«

»Was wollte der unzufriedene Kunde?«, fragte Peck.

Sie seufzte. »Er wollte ein Bilderbuch über Philosophie.«

»Kein Intellektueller«, sagte Peck. »Intellektuelle lesen Bücher ohne Bilder.«

»Und warum liest du dann deine alten Comics?« Sophia grinste. »Die bestehen doch nur aus Bildern.«

Er wollte dieses Thema nicht ausdiskutieren. »Gehen wir! Ich lade dich zum Essen ein.«

Sophia stellte sich ihm in den Weg. »Du gefällt mir nicht!«

»Aber ich habe dir bis jetzt immer ganz gut gefallen.«

»Du hast eine Fahne, ein graues, müdes Gesicht, rot umränderte Augen und Tränensäcke.«

»Viel Arbeit.« Peck versuchte aufzustehen, doch sie drückte ihn zurück in den Sessel.

»Gestern Abend hast du wieder mal mehr als eine Flasche Rotwein getrunken. Und heute? Whisky oder Bier?«

Beides, dachte Peck. Er wäre am liebsten aufgesprungen, um dieser hochnotpeinlichen Befragung zu entgehen. Doch Sophia stand unmittelbar vor ihm.

»Ich bin kein Alkoholiker!« Er kniff die Augen zusammen und fühlte, wie seine Kopfhaut zu jucken begann.

»Eine Flasche am Abend ist zu viel.«

»Geh alleine zum Essen«, sagte er und versuchte, möglichst schwungvoll auf die Beine zu kommen. »Ich habe die Lust verloren.«

»Schau der Wahrheit ins Gesicht!«, rief sie ihm nach.

»Das ist deine Wahrheit! Mit der will ich nichts zu tun haben.«

»Grundfalsch! Du musst die Antennen ausfahren und in dich hineinhorchen. Hör auf deinen Körper!«

»Mein Körper ist ein Autist.«

»Du bist kleinlich und rechthaberisch!« Sophia ging mit raschen Schritten um ihn herum.

Wie um ein Denkmal, dachte er. Sie stand jetzt direkt vor ihm und starrte ihn an. Was sollte er tun?

»Bin ich wirklich kleinlich und rechthaberisch?«, murmelte er. Und dann reagierte sie plötzlich anders, als er erwartet hatte. Sophia hingte sich bei ihm ein und zog ihn zur Türe. »Komm«, sagte sie. »Ich habe Hunger, und auf dich wartet bereits das Schnitzel.«

Es hatte zu regnen begonnen, und Peck nahm zwei Regenschirme aus dem bemalten Holzfass, das neben der Türe stand.

Das Gasthaus Zum Wilden Mann war ziemlich voll. Peck kannte kein anderes Lokal in Salzburg, wo es einfach selbstverständlich war, sich an einem Tisch dazusetzen, auch wenn dort bereits andere Gäste saßen. Peck liebte den Wilden Mann, der versteckt in einem der Durchhäuser zwischen der Getreidegasse und dem Hanuschplatz lag. Sollte er nach dieser empfindlichen Diskussion mit Sophia jetzt ein Glas Wein bestellen? Sie tat es, und damit war auch für ihn der Weg frei.

Er erinnerte sich an das Foto von Kurt Moser, legte es vor sich auf den Tisch und betrachtete es gedankenverloren. Nachdem Peck nun die Ehegefährtin kannte, entwickelte er immer mehr Verständnis für die Absatzbewegungen des Herrn Gatten.

Von weit her drang Sophias Stimme an sein Ohr: »... ich rede schon die ganze Zeit mit dir!«

»Sorry«, sagte er, »ich war offline.«

»Du solltest mir gegenüber nicht offline sein. Ich verlange mindestens eine Art von Online-Modus.«

Der Kellner brachte den Teller, der so groß war wie das Schnitzel, das genauso schmeckte wie früher bei seiner Mutter: nicht zu dick, eher trocken, mit Ribiselmarmelade und einem unvergleichlichen Geschmack. Seufzend lehnte er sich zurück. Das Schnitzel



und die damit verknüpfte Erinnerung an seine Kindheit ... wie bei Marcel Proust mit seinem muschelförmigen Kuchen, den die Franzosen Madeleine nennen. Peck war überzeugt: Was für Proust die Madeleine, war für ihn das Schnitzel, mit dem Vorteil, dass das Wort Schnitzel nicht mit einem weiblichen Vornamen zu verwechseln war.

Erst jetzt bemerkte er, dass Sophia ihn schon die ganze Zeit ansah. Er wurde unsicher. Hatte er das Schnitzel angelächelt?

»Ich habe einen neuen Auftrag«, sagte Peck nach dem ersten Schluck Wein. »Der reinste Horror!«

Sophia sah ihn an und hob ihre Augenbrauen.

»Wenn ich früher das Wort Detektiv hörte«, sagte er, »sah ich ihn in Gedanken immer mit einem Fotoapparat in der Hand einen untreuen Ehemann verfolgen. Und jetzt habe ich das alles vor mir.«

»Das ist nur, weil sich Ehemänner junge Freundinnen suchen«, erwiderte Sophia.

»Aber ich habe ein Foto von dem Mann«, sagte Peck, »ein älterer Mann mit Glatze, und absolut kein Adonis.«

»Ein Mann mit einer Million Einkommen ist immer schön, mein Schatz.« Sophia lächelte.

»Er ist ein sogenannter höherer Beamter auf irgendeinem Amt.«

»Höhere Beamte haben eine höhere Pensionsberechtigung. Das ist für manche Frauen betörend genug.«

Sophia sah Peck sehr konzentriert in die Augen. Jetzt kommt noch was, dachte er.

»Jetzt kommt noch was«, sagte Sophia. »Mein Verhalten nach der Alkoholpredigt im Büchergeschäft bedeutet nur, dass ich die Situation entspannen wollte. Das besagt nicht, dass ich hiermit klein beigebe oder alles vergessen ist.«

»Sondern?«

»Sondern nur ein Intermezzo. Ab sofort habe ich ein neues Motto dir und deinem Alkoholkonsum gegenüber.«

»Und das Motto lautet?«

»Voller Kampf voraus!«

»Du sollst mich lieben, nicht bekämpfen.«

»Ich liebe dich, und deshalb kämpfe ich um dich.«

»Bin ich wirklich kleinlich und rechthaberisch?«, fragte er mit leiser Stimme.

»Ja, das bist du!«

\*

Der Regen hatte aufgehört, und Peck faltete den Regenschirm zusammen. Er ging bereits seit einer Viertelstunde auf dem Mozartplatz auf und ab und ließ dabei das große Gebäude, in dem er den Arbeitsplatz Kurt Mosers wusste, nicht aus den Augen.

Vor dem Mozart-Denkmal stand eine große Reisegruppe, die sich eifrig gegenseitig fotografierte, den steinernen Tonsetzer Amadeus im Hintergrund. In diesem Moment

verließ Kurt Moser das Gebäude und überquerte in einer schrägen Diagonale mit quirligen Schritten den Platz. Er liebte braun, dachte Peck, Anzug, Schuhe und sogar die Aktentasche, die der Mann, leicht im Takt seiner Schritte hin- und herschwenkend, in der rechten Hand trug. Ob da die Käsebrote drin waren? Herr Moser ging die lange Front des Salzburg Museums entlang und verschwand links um die Ecke. Peck eilte ihm nach und sah gerade noch, wie Moser, in einem Taxi sitzend, quer über den Mozartplatz fuhr. Peck überlegte nicht lange und bestieg das dahinterstehende Taxi.

»Gestern war Tatort im Fernsehen«, sagte der Fahrer. »Da gab es auch so eine Verfolgungsjagd im Taxi. Und dann fanden sie eine Leiche.«

»Das ist kein Tatort«, sagte Peck. »Ich möchte aber trotzdem von dem Fahrgast vor uns nicht entdeckt werden.«

Es war viel Verkehr in der Innenstadt. Sie fuhren über die Salzach, und dann immer geradeaus bis zum Bahnhof. Peck bezahlte in aller Eile das Taxi, während Kurt Moser bereits im Bahnhofsgebäude verschwunden war.

»Halt!«, rief der Taxifahrer und stoppte Peck, der schon im Laufschrift in Richtung Eingang unterwegs war. »Ihr Schirm!«

Peck hatte Glück und traf Kurt Moser wieder, der gerade mit einer Zeitung unter dem Arm aus dem Kiosk kam und dann in den am Nebengleis wartenden Zug stieg, der sich wenige Minuten später in Bewegung setzte. Wohin? Peck hatte nicht die leiseste Ahnung. Er fand einen Platz in einem Großraumwagen der zweiten Klasse, schräg gegenüber von Kurt Moser, von dem er zumindest die untere Hälfte des braunen Anzugs gut im Blick hatte. Den oberen Teil verdeckte eine tonnenförmige Frau in einem weit geschnittenen, hellgrauen Sommermantel, die mindestens zwei Plätze gut ausfüllte, ein dick belegtes Wurstbrot in beiden Händen hielt und sich Peck mit einem freundlichen Lächeln zuwandte.

Peck lächelte nicht zurück. Er bereitete sich mental auf das unmittelbar bevorstehende Aufeinandertreffen mit dem Zugschaffner vor, der sich ihm drohend, mit Umhängetasche und einem schwarzen Gerät in der Hand näherte. Die nun folgende Diskussion würde Peck noch sehr lange in Erinnerung bleiben.

»Ihre Fahrkarte, bitte!«

»Ich habe keine Karte.«

»Warum haben Sie keine Karte?«

»Ich steige immer erst im letzten Moment in den Zug ein.«

»Wohin fahren Sie?«

»Das kommt darauf an, wohin dieser Zug fährt.«

»Und wo werden Sie aussteigen?«

»Das entscheide ich unterwegs spontan.«

»Wie heißt das Theaterstück, das wir gerade spielen?«, fragte der Schaffner und sah auf die übrigen Fahrgäste, die neben Peck saßen, wie um sie in die Diskussion mit einzubinden. Alle sahen Peck feindselig an, der schließlich für sehr viel Geld eine Fahrkarte bis Wien bezahlte, sich dann im Sitz zurücklehnte und schlafend stellte.

In Linz stellten sich, halb hinter dem Vorhang des gegenüber befindlichen grauen Mantels verborgen, die braunen Anzugbeine auf ihre Füße, dann erschien Kurt Moser und verließ den Zug. Peck eilte ebenfalls in Richtung Ausgang, bis die dicke Dame ihn mit einem schrillen Schrei stoppte: »Sie haben ihren Schirm vergessen!«

Als Kurt Moser eiligen Schrittes das Bahnhofsgelände in Richtung Landstraße verließ, folgte Peck in sicherem Abstand. In Linz beginnt's, dachte er, ging hinter Moser in den kleinen Park nahe dem Bahnhof, in dem zwei alte Dampflokomotiven standen. Er sah die Straßenbahn auf der Landstraße fast geräuschlos von Haltestelle zu Haltestelle gleiten. Früher ging das nur mit viel Getöse und Gekreische von einem Ende der Stadt bis zum anderen. Linz an der Tramway hatten sie damals gesagt, und wenn sein Großvater einmal ausnahmsweise bereit war, eine Fahrkarte für die Tram auszugeben, sagte er: »Fahr'ma mit der Elektrischen!«

Kurt Moser ist sehr zielstrebig unterwegs, dachte Peck, er weiß genau, wohin er will. Sie überquerten riesige Baustellen, und nach zehn Minuten erreichten sie auf der Wienerstraße die Unionkreuzung, wo er hinter Moser nach links in die Hamerlingstraße folgte. Peck kannte die Gegend gut, weil er als Kind hier in der Nähe gewohnt hatte. Während Peck hinter Moser herging, gelang es ihm, unbemerkt einige Fotos zu schießen.

Am Ende der Lenastraße bog Moser links in die Raimundstraße ab, wo er in einem großen Wohnblock verschwand. Peck sah sich das große Gebäude aus einiger Entfernung und von der anderen Straßenseite aus an. Eine fleckige graue Fassade mit mehr Satellitenschüsseln als Fenstern, und alle zwanzig Meter war eine Haustüre, neben der jeweils die Namen der Wohnparteien standen, mit den zugehörigen Klingelknöpfen. Haus Nummer 40 stand über der Türe, durch die Kurt Moser das Haus betreten hatte. Er las die Namen der sechs Hausparteien, die hier wohnten. Was sollte er nun tun? In einigen Wohnungen brannte Licht. Bei dem Gedanken, von Tür zu Tür zu gehen, verließ ihn schlagartig die Motivation. Klinkenputzen war auch früher im Vertriebs noch nie seine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Er sah die Raimundstraße hinunter. Links und rechts langweilige Wohnhäuser und einige Firmen mit hohen Schloten, und ganz weit am Horizont sah er durch schmutzig graue Nebel die Hochöfen und Gasbehälter der Voest Alpine. Eisen- und Stahlwerke. Früher wurden die Hochöfen noch mit Koks befeuert, das Wort Umweltschutz war noch nicht bekannt, und er erinnerte sich, dass seine Mutter immer wütend war, wenn die weiße Wäsche, die zum Trocknen nachtsüber auf dem Balkon hing, am nächsten Morgen mit kleinen schwarzen Punkten übersät war. »Reiner Kohlenstoff«, hatte sein Vater gesagt, der Lehrer für Naturgeschichte und Physik war, »manche sagen auch Ruß dazu.« Sein Großvater hatte manchmal noch von den Hermann-Göring-Werken gesprochen, und Peck erinnerte sich, dass er in den Schulferien dort gearbeitet hatte. Ferialpraxis hieß das damals. Heute nannte sich das Jobben.

Es war fast neun Uhr, und die Dämmerung hatte sich bereits über das Haus und die Straße gelegt. Konnte er um diese Zeit noch bei den Hausparteien läuten? Er konnte! Also sprach er sich Mut zu und ging mit Energie an die Arbeit.

Auf der ersten Wohnungstüre im zweiten Stock stand der Name Alfons Gabler. Ein

Student im höheren Semester, dachte Peck, als er den nicht mehr ganz jungen Vollbart sah, der ihn müde und mit dunklen Ringen unter den Augen ansah. Peck hielt ihm das Foto von Kurt Moser vor die verschlafenen Augen. »Dieser Herr wohnt offensichtlich hier im Haus. Kennen Sie ihn?«

Der Vollbart kannte ihn nicht. Die Nummer zwei in seinem Durchlauf war ein Ehepaar (Ivo und Draga Denic), das den Mann auf dem Bild ebenfalls noch nie gesehen hatte. »Wir kennen nicht mal einen der anderen hier neben uns«, sagte die Frau, bevor sie wieder die Türe schloss. Nummer drei war die freundliche weißhaarige Anna Krachel, die ihn mit blitzenden Augen ansah.

»Ich kaufe nichts«, sagte sie lächelnd und selbstbewusst.

»Ich verkaufe Ihnen ganz bestimmt nichts«, sagte Peck und lächelte zurück. »Haben Sie diesen Mann hier im Haus schon mal gesehen?«

»Polizei?«, fragte die Weißhaarige und hatte spontan auf Flüsterton umgeschaltet. Peck ließ die Frage unbeantwortet, weil seine Gesprächspartnerin begann, der Fotografie, die Peck in der Hand hielt, zuzunicken. »Ich glaube, der wohnt unten bei Frau Lamprecht. Aber ich bin nicht sicher.«

Von irgendwoher war plätschernde Klaviermusik zu hören. Wahrscheinlich eine Sonate von Beethoven, vielleicht auch Schubert.

Bei J. Lamprecht öffnete niemand, obwohl Peck lange läuten ließ.

Als Nächstes klingelte Peck bei Rudolf u. Emilie Horvath. Als sie das Wort Detektiv hörten, blickten sie sich erschrocken nach eventuellen Zuhörern im Treppenhaus um und baten ihn mit einladenden Gesten sofort in die Wohnung, wo Peck Kurt Mosers Fotografie aus seiner Tasche holte. Sie standen zu dritt in der Küche, und Peck beobachtete die beiden, während sie das Gesicht auf dem Bild studierten. Emilie Horvath sprach laut und begleitete jedes Wort mit beeindruckendem Kopfnicken. Ihr Mann, bleich und leise, stand etwas im Hintergrund und glitt leise mit großformatigen Filzpantoffeln und geheimnisvoll lächelnd um seine Frau herum. Nein, war schließlich das gemeinsame Ergebnis. Nein, sie kannten den Herrn nicht. Nie gesehen!

Fünf Minuten später stand Peck müde und durstig in einem der dunklen Flure. Ende des Kreuzzuges. Auf dem Weg zur Haustüre läutete er nochmals bei J. Lamprecht. Keine Reaktion.

»Kennen Sie einen dieser Namen«, rief Peck ins Telefon. Er stand vor dem Wohnhaus, erzählte Karin Moser, was geschehen war, und las ihr die Namen aller Hausparteien vor, wobei er besonders auf J. Lamprecht hinwies. Sie kannte keinen der Namen.

»Die, mit denen ich sprechen konnte, haben Ihren Mann nach dem Foto nicht erkannt. Sagen sie jedenfalls.« Peck hörte irgendein Grunzen durchs Telefon. »Ihr Mann wird heute wohl sehr spät nach Salzburg kommen. Oder überhaupt nicht. Und ich kann heute hier nichts mehr erreichen.«

»Und was weiter?«

»Ich werde hier noch ein bis zwei Stunden vor dem Haus warten. Vielleicht kommen die Lamprechts ja noch. Dann fahre ich nach Salzburg zurück. Ich komme morgen früh